

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 146.

Dienstag, 30. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Reinholdroman von Hanns Zomack

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommissar holte tief Atem und erwiderte:
„Ich sehe, es hilft alles nichts — ich werde Ihnen reinen Wein einschenken müssen, gnädige Frau. Ich habe Herrn Fürst in dem starken Verdacht, daß er der Anstifter dieses ganzen Unglücks sowie der zwei Mordanschläge auf Baron Hartmann ist.“

„Um Gottes willen, halten Sie ein, Herr Kommissar! Wie kommen Sie denn auf solch einen absurden Gedanken?!“

„Der Gedanke wird Ihnen vielleicht nicht mehr so absurd erscheinen, wenn ich Ihnen gestehe, daß Baron Hartmann, Ihr Verlobter, ein so starkes Mißtrauen gegen Herrn Fürst hegte, daß er mich so quasi beauftragte, diesen neuauftauchten Vetter aus Amerika etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Auf meine Veranlassung hin befaßte sich dann Herr Rien mit der Sache. Ihre Einladung kam gerade zur gelegenen Zeit für Herrn Rien, um unauffällig hier nach dem Rechten sehen zu können.“

Frau von Schellhagen hatte sich aus ihrem Sessel erhoben. Ihre Züge drückten höchstes Entsetzen aus.

„Gerhard — Baron Hartmann ließ meinen Vetter heimlich beobachten?“ stieß sie dann tonlos hervor. „Ja, warum nur? Er war zwar eifersüchtig auf ihn — das weiß ich; aber damals war doch noch gar nichts passiert. . . . Weshalb ließ er ihm also nachspionieren?“

„Weil er nicht glauben wollte, daß jener Fürst Ihr wirklicher Vetter sei, gnädige Frau. Er konnte den Verdacht nicht los werden, daß sich ein Hochstapler auf Waldruh eingeschlichen habe.“

„Aber das ist doch heller Wahnsinn! Gewiß — ich will offen sein — nach der fluchtartigen Abreise meines Veters wurde auch ich einmal irre an ihm. Peter Rien bewies mir jedoch klipp und klar an Hand von Papieren, daß Hans Fürst wirklich mein Vetter sei. Haben Sie nicht mit Herrn Rien darüber gesprochen?“

„Ich konnte leider nur Herrn Alexander Rien erwischen; sein Bruder ist nirgends zu finden.“

„Und was sagte Alexander zu Ihren furchtbaren Anschuldigungen?“

„Er zuckte die Achseln und schien mir in seinem Innern zuzustimmen, erklärte mir allerdings auch, daß sein Bruder fest an Fürsts Unschuld glaube. Dann erzählte er mir noch die ganz mysteriöse Geschichte von den Briefen mit den zwei verschiedenen Handschriften sowie von dem Schreiben der Polizeibehörde von Illinois. Ich muß Ihnen aber offen gestehen, gnädige Frau, daß ich all diese Dinge nicht als triftige Unschuldsbeweise ansehen kann. Im Gegenteil! Möglicherweise stammen die Papiere von dem echten Hans Fürst, und der andere ist damit doppelt belastet.“

Frau Bissi stützte den Kopf stöhnend in beide Hände.
„Aber nein — ich kann es nicht glauben“, klang es schwer von ihren Lippen. „Angenommen, ich hätte mich wirklich von einem Hochstapler täuschen lassen: Was sollte dieser dann aber für ein Interesse an der Person

meines Verlobten haben? — Könnten Sie mir vielleicht diesen Widerspruch erklären?“

„Nichts leichter als das, gnädige Frau. Der falsche Fürst mag sich vielleicht wirklich ehrlich in Sie verliebt haben, und die Eifersucht trieb ihn zu seinen Untaten an. Außerdem — und das ist vielleicht die wahrscheinlichere Erklärung — wird er irgendwie bemerkt haben, daß ihm der Baron mißtraute, er fürchtete seine völlige Entlarvung, und so gedachte er sich des unliebhamen Menschen zu entledigen. Möglicherweise kommen auch beide Motive in Betracht. Wir werden das ja alles aus seinem Munde erfahren, wenn wir ihn erst einmal haben.“

„So wird bereits nach ihm gesucht?“ fragte Bissi beflommen.

„Ja! Alexander Rien hat mit meinen beiden Beamten das nicht ganz leichte Amt übernommen, den Burschen zu fangen.“

Es folgte eine lange, bedrückende Pause.

Dann klopfte es plötzlich an die Tür, und herein traten Alexander Rien und ein Kriminalbeamter; in ihrer Mitte führten sie Hans Fürst.

„Donnerwetter, ich gratuliere“, begrüßte Bäuerle Alexander Rien und schüttelte ihm warm die Hand. „Das nenne ich schnelle und gründliche Arbeit.“

„Aber vergebliche“, mischte sich Hans Fürst ein.

Der Kommissar blickte verdutzt auf. Fürst fuhr jedoch fort:

„Herr Kommissar, wollen Sie mir vielleicht erklären, mit welchem Recht Sie mich von diesen beiden Männern festnehmen lassen?“

„Sie sollten sich Ihre völlig überflüssigen Worte sparen, Herr Fürst, oder wie Sie in Wirklichkeit heißen mögen“, erwiderte Bäuerle eifrig. „Das wäre für beide Teile sicher der einfachste und kürzeste Weg. Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“

„Hans Fürst, gebürtig aus Illinois, wie Sie leicht mit Sicherheit feststellen können, wenn Sie die Mühe nicht scheuen, sich mit den amerikanischen Behörden in Verbindung zu setzen.“

Die kaltblütige Sprechweise des Amerikaners schlen den Kommissar etwas zu verwirren. Trotzdem beherrschte er sich und entgegnete so ruhig und sachlich wie möglich:

„Warum das unnütze Hin und Her? Wir wissen, daß Sie der einzige Mensch sind, der als Täter sowohl für die zwei Mordanschläge auf Herrn Baron Hartmann sowie für die Brandstiftung, die sicher ebenfalls als Anschlag auf des Barons Leben anzusehen ist, in Betracht kommt. Wir besitzen bereits umfangreiches Tatfachenmaterial, das einen Irrtum vollständig ausschließt.“

„Tatfachenmaterial ist wohl etwas übertrieben“, warf Fürst ein. „Sagen wir richtiger: Sie haben einen vagen Verdacht, daß ich mit all den entsetzlichen Dingen, die hier in letzter Zeit passiert sind, in irgendwelchem Zusammenhang stehen könnte. So stimmt es wohl

Die beiden Alten.

Geschichte aus dem Osten, erzählt von Otto Boris.

Es war Nacht. Zerfissene Wolken eilten über den blauen Mondhimmel. Zuweilen lugte der Tröster der Liebenden selbst zwischen dunklen Wollbergen hervor. Der vierundsechzigjährige Fischereiaufseher Scholz aber nannte den „guten Mond“ Diebslaterne, während er seinen kurzbeinigen dicken Beamtenkörper möglichst geräuschlos auf einem kaum bemerkbaren Pfad durch Gestrüpp und Köhricht neben dem See hinschob.

Draußen blühte die weite Wasserfläche. Eisig kalt wehten feuchte Nebel herüber. Brauender Duft tanzte in Schwaden. Das Mondlicht zerfiel in den Myriaden Wasserteilchen zu einem milchigen Licht. Der See dampfte. Doch dem Alten war warm, nicht allein von dem kurzen Schapelz, sondern auch aus dem Herzen heraus. Grimme Freude ließ es schneller schlagen. Heute sollte der verfluchte Kerl, der Gräsel, ran. Die Liebische hatte ihn verraten. Wenn der Aufseher sich aber das dürre einundsiebzigjährige Männchen mit dem verschmitzten Lächeln um den faltigen Mund und den kristallinen verkniffenen Augen vorstellte, erschien ihm die Sache doch recht zweifelhaft. Bierzig Jahre war Scholz im Dienst. Bierzig Jahre stahl nun Gräsel Fische, und vierzig Jahre war es nicht möglich gewesen, ihn abzufassen.

Außerdem soll der Strolch noch gesagt haben, daß Scholz zusehends älter würde.

„Wart, du Luder“, knirschte der Aufseher. „Ich werde dir zeigen, wer alt ist.“ Er hatte die Flinte mit Hühnerchrot geladen, um es dem „Spießbuben“ auf die untere Taillenhälfte zu schießen, falls der einen Fluchtversuch machen sollte. Verdammt, da wäre der Aufseher vor Eifer bald in solch einen verrückten Abzugsgraben gestolpert.

Jetzt war Scholz in einer Bucht angelangt, die sich zwischen dem kumpfigen Werder und einem weiten Bruchgelände hinschob. Der See hatte am Rande eine dünne Eisedecke angelegt. Die Wellen zerbrachen den äußeren Rand und führten eine silberne Melodie durch den rhythmischen Schlag der sich überstürzenden Klämme. Der Alte lauschte und lächelte. Das war das Singen der Geister, die seinem Körper und seiner Seele Jugend eingehaucht hatten.

Doch schon unwohlte sich wieder seine Stirn: „Wenn der verdammte Kerl nur nicht gesagt hätte, ich sei alt.“

Scholz stugte: Sollte nicht da etwas am alten Rohr? Er begann vor Aufregung zu schwitzen. Und nun ließ er. „Halt, oder ich schieße!“ schrie er leuchtend. Der Fremde aber strich kniebeinig querfeld ab.

Scholz dachte, ich werde doch noch einen Greis einholen, und hoffete hinterher. Dabei achtete er nicht auf den Weg. Die Diebslaterne verschwand hinter einem Riesepaket von Wolken, Scholz lag in einem Moorloch. „Hilfe, Hilfe!“ gröhlte er durch die Nacht.

Gräsel tappte, so eilig es die langen Fischertiefel zuließen, zurück. „Gut so“, dachte er, „ich werde ihn rausziehen, und er wird seinen Lebensretter nicht anzeigen.“

So dachte auch Scholz. Aber als ihn der andere auf festem Grund hatte, tat der verwundert und sagte: „Ich dachte, Sie spielen Stat, Herr Aufseher!“

„So“, schnauzte Scholz, „du bildest dir wohl ein, ich liege wie ein alter Kater hinter dem Ofen? Ich bin noch lange nicht alt. Und damit wir warm werden, will ich dich erst mal verbläuen.“

„Halt“, rief Gräsel, „das ist so veel. Die Leute werden ja lachen, wenn sie hören, daß wir uns gebalgt haben.“

Scholz ließ den Stod sinken. Gräsel kratzte sich hinter dem Ohr. Es war zu dumm, daß er dem Dicken so schnell aus der Suppe geholfen hatte. Nun mußte er sehen, ihn anderweitig klein zu kriegen.

„Anzeigen werden Sie mich doch“, sagte er laut, „da will ich Sie man lieber mit dem Kahn nach Hause fahren.“

Eine dicke, mattdurchleuchtete Dampfschicht lag auf dem See. Scholz vermochte kaum sein Gegenüber zu erkennen. Wenn nicht der Takt der Ruder die Stille unterbrochen hätte, wäre es wie in einem Traum gewesen. Nur auf Augenblicke glitt über ihnen die blaße Mondscheibe wie ein hastender Spul hin. Der Wind schnitt eisig. Wie Totenhande legten sich die Nebel auf den Körper.

Und Gräsel erzählte: „Ja — bei einem solchen Nebel bin ich einmal mit einem städtischen Herrn gefahren. Ritten auf dem See verloren wir die Richtung. Er war aus Angst wie wahnsinnig geworden und wollte mir das Steuer nicht abgeben. Erst wie er es nicht mehr halten konnte, hatte ich freie Fahrt. Wie ich dann an Land war und ihn aus dem Boot heben wollte, war er tot, erfroren. Das ist der Trugdunst der Wassergeister, Herr Aufseher. Glauben Sie an Geister?“

„Halt's Maul!“ knirschte Scholz; denn auch er wußte nicht, wohin er feuerte.

Gräsel fuhr fort: „Damals war ich noch jung. Jetzt aber finde ich mit verbundenen Augen nach Hause. — Ja — ja — Sie müssen mehr links halten, Herr Aufseher.“

Scholz warf einen schnellen Blick auf sein Gegenüber. Es schien ihm, als ob der Kerl wie ein Satan in sich hineingrinste. Tropfen hieß er eine geraume Zeit links. Aber vom Strand war nichts zu sehen. Nebel und Wasser ringsum.

Scholz wurde unruhig: „Gräsel?“

„Ja, Herr?“

„Frierst du nicht?“

„Nä, ich nicht, beim Kubern friert man nicht.“ Scholz seufzte tief. Selbst der Mond war fort. Der Himmel hatte sich bedeckt. Blasse Finsternis ringsum. „Denk daran, daß ich Frau, Kinder und Enkel habe!“

„O ja, die liebe Verwandtschaft!“ kam's zurück. Die Ruder klapperten auf ein paar Schläge kräftiger.

„Gräsel, wir erfrieren, wenn das noch 'ne Stunde so fortgeht.“ „Das ist schon möglich; aber lieber erfrier' ich auf dem See, als daß ich im Gefängnis faule.“

Schweigen — —

Die beiden froren um die Wette. Scholz begannen die Zähne zu klappern. Gräsel dankte dem Himmel in seinem Herzen, daß Hose und Weste mit Kapensfell gefüttert waren.

Wieder mochte eine halbe Stunde verstrichen sein. Da sagte Scholz: „Mensch, du ladest einen Werd auf dein Gewissen.“

Gräsel schwieg.

Scholz riß die Flinte an und brüllte wütend: „Ich knall dich über'n Hausen, du!“

Gräsel zog die Riemen ein und stötete sanft: „Kubern Sie selbst, Herr Aufseher! Ich weiß nicht, wo wir sind. Ich denk, ich bin zu alt.“

Scholz sank verzweifelt auf seinen Sitz zurück: „Gut, dann erfrieren wir beide.“

„In unseren Jahren ist das nicht so schwer. Da kühlt sich das Blut schneller ab, als beim jungen Menschen; aber das ist ja nicht das Schlimmste. Es könnte sein, daß man monatelang mit Reußen im Bette liegen muß. Na, und denn abje, du schöner See.“

Scholz versuchte nun, den Ehrgeiz des Alten zu paden: „Man sagt, daß der alte Gräsel nie die Richtung auf dem See verliert.“

„Nag stimmen“, nickte Gräsel. „Ich denk aber, mein Kopp hat sich aus Angst vor dem Loch verwirrt.“

„Unsin“, brummte Scholz, „was machen dir schon die paar Tage aus?“

„Ja ja nicht viel bei; aber man wird lachen und sagen: Endlich hat man den alten Gräsel doch geschnappt.“

„Gräsel, Mensch, hast du denn kein Herz im Leibe?“

„Ich glaub' fast, es ist mir erfroren. Ich werd' mal wieder ein bißchen rudern.“

Dichter wudern der Nebel. Weiße Flocken rieselten herab und bedeckten das Boot. Der Wind hatte sich freilich gelegt; aber es war kalt, bitter kalt und schon lange nach Mitternacht. Gräsel ließ das Ruder schlappen und faltete die Hände.

„Was tust du da?“ fuhr Scholz auf ihn los; aber es war kein Klang mehr in seiner Stimme.

„Ich bet' man für meine arme Seele. Hab viel Fischchen gestohlen; aber der Herrgott wird es mir verzeihen; denn er hat ja selbst die Aalchen und Schleichen geschaffen und weiß wohl, wie sie schmecken.“

„Du“, siffelte Scholz heiser, „ich muß dich nun mal anzeigen, sonst verstoße ich gegen den Dienst.“

„Ja, ja — mir tut's leid, daß ich Sie nicht mehr zur Fischmeisterei hinsahren kann, wenn wir erfroren sind.“

Scholz merkte den Stich: „Fährst du mich an Land, wenn ich dich nicht anzeige?“

Gräsel schwieg nachdenklich, dann sagte er: „Im Gesangbuch steht: Dem Herrn mißt Du trauen, soll Dir es wohl ergehn. Wenn Sie es mir zuschwören, Herr Aufseher, werde ich mit Mühe geben.“

Verflucht sollst du sein! — Gut, ich schwöre!“

„Die Hand, Herr Aufseher!“

„Da hast du meine Hand.“

„Na, denn seien Sie man getrost, in zehn Minuten sind wir im Warmen. Wenn mein Weib nicht aufstehen will, mache ich selbst uns einen steifen Grog.“

Es dauerte nicht einmal so lange, da scharfte der Kiel auf dem Sande. Scholz war so steif, daß ihm Gräsel aus dem Boot helfen mußte. Beim heißen Getränk aber erholte er sich bald.

„Eigentlich hast du recht, Gräsel“, sagte er, als er seinem Gastgeber zum Abschied die Hand reichte, „solchen alten Spießbuben wie dich kann man nicht mehr ändern. Und ich muß ja auch bald in Pension.“

Gräsel nickte verstohlen: „Noch ein paar Jährchen, dann bin ich nur noch zum Angeln gut. Es hat alles ein Ende. So gegen die 80 fängt man an zu altern.“

Lachender-Knabe sucht ein Pferd.

Eine indianische Geschichte.

Von Oliver La Farge.

Die Romantik im Leben des modernen Indianers, die nicht minder eigenartig ist als die seiner Vorfahren zu Lederstrumpf-Zeiten, wird meisterhaft geschildert in der bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen, von Lulu von Strauß und Torney vortrefflich übersehten indianischen Erzählung „Der Große Nachtgesang“ von Oliver La Farge. Es ist die Geschichte der Indianerin „Schlanges-Mädchen“, die in der Missionschule aufgezogen wurde, den Navajo-Jüngling „Lachender-Knabe“ heiratet und mit ihm im Schutzgebiet der Navajos lebt, dort, wo die Colorado-Canons den rötlichen Fels durchschneiden. Aber sie kann das amerikanische Wesen doch nicht mehr aufgeben, und so gipfelt ihr Dyll in einem tragischen Höhepunkt.

Der Anfang des Kleinen-Schnee-Monds war wieder herangekommen, die Jahreszeit, wo die Pferde auf der Suche nach Weide zu wandern pflegen. Lachender-Knabe hielt scharfe Waacht über seine Herde und war kaum überrascht, an einem stürmischen Tag, der die Spuren verwehte, zu entdecken, daß ein Hengst, ein dreijähriger, fehlte. Er mußte schon seit einer Weile fort sein; in den benachbarten Distrikten konnte er ihn nicht finden und verlor seine Spur bald vollständig. So kehrte er nach Hause zurück und machte Vorbereitungen für eine Abwesenheit von etwa einer Woche, um zu suchen, denn das Tier war wertvoll.

Schlanges-Mädchen besorgte für ihn Schokolade und andere Leckereien. Das Wetter war nicht mehr warm, er wußte noch nicht, wo er Raß machen würde, und sie fühlte, daß ihm Beschwerliches bevorstand. Aber wie er sagte, konnte man ein so gutes Pony nicht nach Belieben in einer Gegend herumstreifen lassen, die voll steckte von Kennern und Liebhabern von Pferdesfleisch.

Vier Tage vergingen erfolglos. Am fünften fand er nach Andeutungen eines Hopipostläufers die Fährte nördlich von Winslow wieder. Am nächsten Morgen fand er es, kaum fünfzehn Meilen von Los Palos.

Es hatte keine Lust, zur Herde zurückzukehren. Als es ihn zuerst erblickte, fing es grasend an, weiterzuwandern, und als es ihn vorsichtig näher kommen sah, fiel es in Trab und hielt den ganzen Morgen, den Schritt dem seinen anpassend, etwa eine Viertelmeile Entfernung. Er versuchte es nach links zu treiben, aber es schien seine Absicht zu erraten, nahm den Vorteil eines Hügelns wahr, der den geraden Weg abschneidete, brach scharf nach rechts aus und galoppierte blindlings eine Meile in der Richtung der Eisenbahn. Es war nie verschrakt, nie zu eilig, und gab nur so viel Kräfte aus wie nötig.

Während der Verfolgung bewunderte Lachender-Knabe das Tier. Der Fuchshengst stand gerade in voller Kraft, mit glänzenden runden Flanken, kräftigen Bruststrängen am Ansatz von Hals und Brust, spielenden Lichtern und Schatten am Widerrist, gebogenem Nacken, spitzen kleinen Araberohren, knochigem Kopf und mit Augen und Küstern, aus denen Charakter und Klugheit sprach. Es war eins von diesen nur selten vorkommenden Ponys, in denen ein Stück Geschichte des Landes zu lesen ist: ein Rückschlag auf die leichtfüßigen schmalköpfigen arabischen Pferde der spanischen Konquistadoren.

Der Mittag war heiß, sandiger Staub flog in Wolken auf der Spur. Lachender-Knabe laute im Reiten Schokolade und Rosinen und dachte daran, wie die Männer auf dem Kriegszug ihm das gleiche zur Erfrischung geboten hatten. Ja, dieses Mädchen, eine ganze Kriegerrotte wog sie auf. Der Hengst scheute vor den Eisenbahnschienen, besann sich und fehlte dann mit einem nervösen Sprung darüber hinweg.

Lachender-Knabe glaubte nun, daß er ihn hätte; die schmutzige Vorstadt auf der seinem Hogahn entgegengesetzten Seite lag im Halbkreis vor ihnen. Er ritt vorsichtig näher. Es handelte sich jetzt darum, das Tier in eine Ecke zu drängen, so daß er abhaken konnte, denn Navajos brauchen den Lasso nicht im Sattel. Jetzt fing der Hengst an zu jagen, die Sache wurde schwierig — er brach nach rechts aus, Lachender-Knabe peitschte sein Pony vorwärts.

Das Tier war jetzt etwas ferner, und Lachender-Knabe verlangsamte den Schritt. Es trabte an einem Adobehaus vorbei, das allein unter zwei Pappeln stand, und fing dicht dahinter in einer kleinen Senkung an zu grasen. Lachender-Knabe ritt vorsichtig heran und benutzte das Haus als

Deckung. Er überlegte, daß er dahinter abhaken und das Tier mit rascher Überraschung in der Ecke zwischen zwei Drahtzäunen, die bewässerte Felder einschloßen, ablassen könnte. Das Pony ging schon in die Falle, da es den Draht nicht merkte.

Er ritt im Schritt, dicht an der Lehmmauer, die den Sonnenbrand mit stidig lehmigem Geruch zurückwarf. Als er am Fenster vorbeisam, sah er hinein und riß sein Pferd so plötzlich zurück, daß es stieg, während sein Herz einen Augenblick stillstand und sein ganzer Körper wie betäubt war. Eine verzweifelte helle Stimme schrie drinnen auf.

„Scha hast' ien, scha hast' ien codji! — Mein Mann, mein Mann!“ Und eine Männerstimme sagte: „Mein Gott!“

Ehe er etwas denken konnte, riß er das Pferd herum und jagte wie wahnsinnig nach der Türseite. Wie er um die Ecke kam, stürzte ein Amerikaner heraus, ohne Hut, sah Mann und Pferd auf sich loskommen, sprang beiseite und stand einen Augenblick wie erstarrt. Des Indianers Hände spannten den Bogen, ohne daß er es wußte. Der Mann fing an, nach der Stadt zu laufen, fast von selbst sprang der Pfeil auf die Sehne, bewegten sich die Arme und Hände, zogen an, schossen los, aber das aufgeregte Pony wollte nicht stehen, und das Geschloß ging weit nach rechts. Ein zweites war in der Luft, ehe das erste fiel, aber es streifte den Mann nur über der Schulter, dicht am Ohr, und schreckte ihn zu einem wilden Satz und erneutem Heklauf auf. Etwas Lächerliches lag darin, was Lachenden-Knaben plötzlich ruhig machte. Er brachte das Pferd zum Stehen und schoß gelassen. Der Pfeil traf gerade unter der Schulter, der Amerikaner fiel vornüber, fast sich überschlagend, riß sich hoch und raste mit letzter Anstrengung um die Ecke der letzten Häuser am Ende der vorlaufenden Straße.

Ruhig wartete er vor dem Hause. Später würden schreckliche Gefühle und Gedanken kommen, aber jetzt wußte er, was er zu tun hatte. Sein Gesicht schien ohne Alter, weder jung noch alt; es war kaum das Gesicht eines Eingelmenischen, eher das einer Rasse.

Schlanges-Mädchen stand in der Tür, hübsch, in amerikanischen Kleidern.

„Komm hierher, kleine Schwester.“

Die Stimme war gelassen und unpersönlich.

Sie kam langsam. Zum erstenmal, seit er sie kannte, sah er, daß ihre Selbstsicherheit nur Oberfläche war. Ihr Blick ging starr geradeaus, als ob ein Scheinwerfer vor ihr herging, der ihr die Hölle zeigte. Sie stand neben seinem Sattel.

„Hast du ihn getötet?“

„Nein, ich traf ihn in die Schulter.“

Dies war der vierte Pfeil. Es war in der Ordnung, daß solche Dinge zu vieren geschahen, wie auch alle heiligen Dinge. Die Götter waren darin.

„Du aber hast uns beide getötet, denke ich.“

Sie antwortete nicht. Er sah ihr in die Augen, dann vermied er sie; nicht aus Scham, sondern nur, weil zuviel aus ihnen sprach. Noch durfte er sich nichts klarmachen. Er mußte den Kopf oben behalten. Er dachte, wie schön sie war, und fühlte, wieviel er verlor.

„Du verstehst, was ich tue?“

Wieder antwortete sie nicht.

Er legte den vierten Pfeil bedächtig auf, zog die Sehne an, ließ ab. Das Schwirren der Sehne echote ins Weite. Bei dem Laut wurde er sich der Verzweiflung bewußt, die sich in ihm aufstaute wie Hochwasser hinter zu schwachem Damm, dicht davor, durchzubrechen und alles mitzureißen. Zu gleicher Zeit, da er die Sehne losließ, sah er ihre offene rechte Hand quer vor dem Bogen, den linken Arm erhoben. Nun stand sie mit starrem Lächeln, die Augen wieder sie selbst. Ihre rechte Hand war noch vor dem Bogen erhoben in wunderbar steifer Gebärde. An den Fingerspitzen war Blut. Der Pfeil steckte, fast bis zu den Federn durchgestoßen, in ihrem linken Unterarm.

Er sah sie wie aus weiter Ferne. Dies alles war schrecklich, etwas Unmögliches war geschehen. Sie hielt den Arm steif erhoben, ihre Lippen waren wie gefroren in diesem starren Lächeln. In einem Augenblick würde sie sprechen. Das Gefühl der Wirklichkeit kam über ihn. Er hob den Zügel und ritt langsam um die Hausede.

Der Hengst beobachtete ihn ängstlich. „Geh deines Weges, kleiner Bruder.“ Er sah das Tier an, wie er vorbeiritt, dann sah er auf die Ohren seines Reitpferdes herunter. „Ihr werdet geäümt und geritten, aber ihr seid besser daran als ich. Die Welt wäre gut, wenn wir alle Wallache wären, meine ich.“